

C. S. LEWIS

*Zuneigung
Freundschaft
Agape Eros*



Die vier Arten der Liebe

Clive Staples Lewis
DIE VIER ARTEN DER LIEBE

«DASS UNSRE LIEBE UNS NICHT TÖTE
NOCH ERSTERBE.»

JOHN DONNE

C. S. LEWIS

**DIE VIER
ARTEN
DER LIEBE**

fontis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Der Fontis-Verlag wird von 2021 bis 2024
vom Schweizer Bundesamt für Kultur unterstützt.

Titel der englischen Originalausgabe:
«The Four Loves: Affection – Friendship – Eros – Charity»
by C. S. Lewis © C. S. Lewis Pte Ltd. 1960
Published by Fontis – Brunnen Basel under license from
the C. S. Lewis Company Ltd.

© der deutschen Ausgabe 1979 by Fontis-Verlag Basel
11. Auflage 2021
(Das Buch erschien in früheren Auflagen bei Fontis unter dem Titel
«Was man Liebe nennt» und mit anderem Cover)

Übersetzung: Dorothee Degen-Zimmermann
Umschlag: SpoonDesign, Olaf Johannson, Langgöns
Fotos Umschlag: Lewis-Fotos U4 © by Marion E.Wade Center;
Lewis-Foto Klappe © by Arthur Strong, 1947; Früchte-Bilder auf Cover
und Klappen © by Oxyzay, Irina Mosina/Shutterstock.com
Satz: InnoSet AG, Justin Messmer, Basel
Druck: Finidr
Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-209-3

INHALT

Vorwort von Johannes Hartl

7

Einleitung

13

I.

VOR-LIEBE

25

II.

ZUNEIGUNG

49

III.

FREUNDSCHAFT

79

IV.

EROS

117

V.

AGAPE

145

Anmerkungen

174



VORWORT

VON

JOHANNES HARTL

DAS WORT «LIEBE» ...

ist das am meisten missbrauchte und missverstandene Wort der Gegenwart. Was ein Mensch darunter versteht, offenbart, nach welchen Werten er oder sie lebt. «Schibboleth» nennt man nach einer biblischen Erzählung (Richter 12,5–6) ein Wort, an dessen Aussprache man erkennt, mit wem man es zu tun hat. Jede Generation hat mehrere solcher Wörter. Das Problem an der Sprache ist, dass wir sie gebrauchen, bevor wir über sie nachdenken können. Wie sich der Fisch im Wasser nicht nass fühlt, nehmen wir die Begriffswelt kaum wahr, in der wir schwimmen.

Doch Worte, und was sie bedeuten, prägen unsere Weltansicht zutiefst. Wäre es uns auf wundersame Weise möglich, in die Zeit des Ersten Weltkriegs zu reisen, klänge die Art und Weise in unseren Ohren sicher höchst befremdlich, wie über «Ehre» und «Stolz» des Heimatlandes gesprochen wurde. Dass die Ehre eines Staates oder der Stolz auf eine bestimmte Herkunft der Anlass sein sollte, andere Menschen mit Maschinengewehren zu erschießen, kommt uns mit gutem Recht heute in schockierendem Maße falsch vor. Doch jeder Epoche erscheint das plausibel, was gerade tagesaktuell üblich ist. In diesem Buch haben wir es mit einem bedeutend positiveren Wort zu tun, doch einem, das wie kaum ein anderes prägt, wie wir heute denken und empfinden.

Als C. S. Lewis seinen Text über die vier Arten der Liebe schrieb, lebte J. F. Kennedy noch, hießen die Beatles noch nicht «Beatles» und war Ehescheidung in den USA bis auf we-

nige Ausnahmen verboten. Wenige Jahre später sangen die Beatles «All You Need is Love», Kennedy war ermordet (er starb am selben Tag wie C. S. Lewis), und der «Summer of Love» spülte die sexuelle Revolution über alle westlichen Länder. Die Art und Weise, wie wir über die Liebe denken, hat sich seither fundamental verändert.

Weshalb also einen Text lesen, der nicht nur über sechzig Jahre alt ist, sondern auch aus der Feder eines Mannes stammt, der schon zu seinen Lebzeiten aus der Zeit gefallen schien?

Zum Zeitpunkt der Abfassung ist Lewis Lehrstuhlinhaber für Englische Literatur des Mittelalters und der Renaissance in Cambridge und nach Jahrzehnten als Junggeselle erst seit kurzem verheiratet. Joy Davidman ist die späte Liebe seines Lebens. Doch bereits die Hochzeit ist von einem schweren Krebsleiden überschattet, an dem Joy noch im Jahre 1960 sterben wird. Im selben Jahr erscheint das vorliegende Buch.

Wer zu «Die vier Arten der Liebe» greift, sei doppelt vorgewarnt: Selten hat ein Buch über die Liebe so wenig romantisch geklungen. Tatsächlich ist eine der wichtigsten Aussagen des Textes, dass die Liebe etwas bedeutend Geheimnisvolleres und Ernsteres ist als das, was wir heute darunter verstehen. Ein besonderer Liebhaber der Romantik ist Lewis ohnehin nicht. Zwar fehlte ihm der Sinn für das Poetische keineswegs. Im Gegenteil: Viel berühmter als seine philosophischen und geistlichen Werke sind seine zeitlosen «Narnia-Chroniken» mit ihrer Bildgewalt und mitreißenden Handlung.

Gegen die Romantik als Epoche aber hegte Lewis Vorbehalte. Als Literaturwissenschaftler bestand die These seiner Antrittsvorlesung in Cambridge in dem Nachweis, dass die Romantik einen Abschied von einer Weltordnung darstellt, die die Menschheit vorher seit Jahrtausenden gehalten habe. Nun aber werden das Individuum und seine Empfindungen

zum Maß aller Dinge. Was nach Lewis in der Romantik beginnt, ist heute zur alles dominierenden Sichtweise geworden: Freiheit bedeutet eben, sich entsprechend seiner eigenen Gefühle zu verhalten, sich auszuleben. Es ist genau dieser Grundgedanke, dem Lewis wieder und wieder das Messer auf die Brust setzt. Nein, in der erotischen Liebe sucht ein Mensch eben gerade nicht nur seine Lust, sondern er sucht die Person, die er liebt. Liebe hört erst auf, dämonisch zu sein, wenn sie nicht das Höchste und Göttlichste wird, sondern der Mensch etwas Höchstes und Göttliches anerkennt: Dies ist die vielleicht markanteste Kernthese des Buches.

Eine zweite Warnung: Lewis ist entsetzlich altmodisch. Wenn er das Gespräch unter Freunden am Kaminfeuer mit einem Glas Bier als das größte Glück bezeichnet, zu dem der Mensch fähig sei, und über Technik und Industrialisierung praktisch nie ein positives Wort findet, mag man ihm das noch verzeihen. Seine Rollenvorstellungen von Mann und Frau jedoch klingen endgültig anachronistisch in unseren Ohren. Vielleicht hätte er anders geschrieben, wenn er ein paar Jahre länger verheiratet gewesen wäre. Doch fest steht: Auch durch die schwer verdaulichen Brocken hindurch bleibt «Die vier Arten der Liebe» – wie einfach alles von Lewis – ein großartiger Text.

Was macht einen Klassiker aus? Mir scheint: seine Zeitlosigkeit. Wer die «Bekenntnisse» des Augustinus oder «Die Leiden des jungen Werthers» liest, könnte vergessen, dass über 1300 Jahre zwischen den beiden Texten liegen. Sie vermögen uns heute noch immer zu berühren, weil eine zutiefst menschliche Stimme darin spricht.

Wer Lewis liest, findet nie Banales. Seine Gedanken sind nicht selten spitz, doch immer ausgewogen, durchdacht und voller Lebensweisheit. Es sind Sätze wie diese, die Lewis zum Klassiker machen und zum Lieblingsschriftsteller unzähliger

Menschen: «Lieben heißt verletzlich sein. Liebe irgendetwas, und es wird dir bestimmt zu Herzen gehen oder gar das Herz brechen.» Oder: «Der menschliche Geist ist im Allgemeinen viel schneller bereit, Lob und Tadel auszuteilen, als zu beobachten und zu beschreiben. Er will aus jeder Unterscheidung ein Werturteil machen.» Es sind in Worte gegossene Erkenntnisse, die vor tausend Jahren nicht weniger Gültigkeit hatten als heute. Und deshalb kann man Lewis nicht nur verzeihen, wenn er wie aus der Zeit gefallen klingt, sondern man kann gerade das an ihm schätzen.

«Lebe mit dem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf», soll Schiller gesagt haben. Vielleicht ist gerade das der Grund, warum man Lewis lesen sollte, obwohl und gerade weil er oft so anders klingt als das, woran wir uns gewöhnt haben. Denn was er über Liebe schreibt, klingt nicht nach dem 21. Jahrhundert, nicht einmal nach dem 20. Jahrhundert. Es klingt nach uralter Menschenweisheit, die von Freundschaft und Verrat, von Treue und Hingabe, von Lüge und Anpassung zur Zeit Homers schon genauso wusste wie wir heute, vielleicht sogar besser.

Alles von Lewis ist lesenswert. Wenige seiner Texte sind heute so provokativ und zugleich so nützlich wie der vorliegende.

Für mehr Liebe – und weniger von ihren billigen Kopien!

EINLEITUNG

«GOTT IST LIEBE»,

sagt der Apostel Johannes. Als ich mit dem Entwurf für dieses Buch begann, glaubte ich, dieser Leitsatz werde mich auf einem sicheren, geraden Weg durch das ganze Thema führen. Ich dachte, menschliche Liebe verdiene den Namen «Liebe» überhaupt nur, sofern sie der Liebe, die Gott ist, ähnlich sei. Ich nahm deshalb eine erste Unterscheidung zwischen «schenkender» und «bedürftiger» Liebe vor. Das typische Beispiel schenkender Liebe wäre die Liebe eines Mannes, der für das künftige Wohl seiner Familie arbeitet, plant und spart, obwohl er sterben wird und selbst nichts mehr davon hat. Ein Beispiel für die zweite Art wäre die Liebe eines einsamen oder erschrockenen Kindes, die es in die Arme seiner Mutter treibt.

Kein Zweifel, welche von beiden der «Liebe in Person» näherkommt. Göttliche Liebe ist schenkende Liebe. Der Vater schenkt alles, was er ist und hat, dem Sohn. Der Sohn schenkt sich dem Vater zurück, schenkt sich der Welt und für die Welt dem Vater, und so schenkt er auch die Welt (in sich selbst) dem Vater zurück.

Und was die bedürftige Liebe betrifft – gibt es etwas, das weniger zu unserer Vorstellung von Gott passt? Gott mangelt nichts; unsere bedürftige Liebe hingegen ist, wie Plato sagt, «die Tochter der Armut». Die bedürftige Liebe ist das genaue Spiegelbild der menschlichen Natur; in ihr wird uns unsere Bedürftigkeit bewusst. Wir kommen hilflos zur Welt. Kaum ist unser Bewusstsein erwacht, entdecken wir die Einsamkeit. Wir sind auf andere angewiesen, körperlich, seelisch, geistig.

Wir brauchen sie, um lernen zu können, sogar, um uns selbst kennenlernen zu können.

Ich freute mich darauf, ein paar simple, einleuchtende Lobsprüche auf die erste Art der Liebe zu schreiben und die zweite als minderwertig abzutun. Und vieles von dem, was ich sagen wollte, scheint mir noch immer richtig: Wir befinden uns in einem sehr beklagenswerten Zustand, wenn wir mit «Liebe» nichts anderes meinen als die Sehnsucht, geliebt zu werden. Doch wage ich es jetzt nicht mehr, mit meinem Lehrer George MacDonald zu behaupten, dass wir diese Sehnsucht zu Unrecht «Liebe» nennen. Ich kann der bedürftigen Liebe den Namen «Liebe» nicht mehr absprechen. Jedes Mal, wenn ich das Thema von dieser Seite her anpacken wollte, verwickelte ich mich in Rätsel und Widersprüche. Die Wirklichkeit ist komplizierter, als ich angenommen hatte.

Erstens einmal tun wir den meisten Sprachen (auch der unseren) Gewalt an, wenn wir die bedürftige Liebe nicht «Liebe» nennen. Selbstverständlich ist die Sprache keine unfehlbare Richtschnur; aber sie enthält doch bei all ihren Mängeln einen beträchtlichen Schatz an Einsichten und Erfahrungen. Nimmt man sie nicht ernst, so weiß sie sich später zu rächen. Humpty Dumpty,¹ der die Wörter nach eigenem Gutdünken mit Bedeutung füllte, sollten wir uns nicht zum Vorbild nehmen.

Zweitens müssen wir uns hüten, bedürftige Liebe «nur Selbstsucht» zu nennen. «Nur» ist immer ein gefährliches Wort. Ohne Zweifel kann man der bedürftigen Liebe, wie all unseren Trieben, selbstsüchtig freien Lauf lassen. Ein tyrannisierendes und gieriges Fordern von Zuneigung kann grauenhaft sein. Aber niemand bezichtigt normalerweise ein Kind des Egoismus, weil es bei seiner Mutter Trost sucht, oder nennt jemanden, der sich von seinen Kameraden «Gesellschaft» erhofft, egoistisch. Kinder und Erwachsene, die so handeln, sind jedenfalls meist nicht am egoistischsten. Wer

bedürftige Liebe empfindet, mag Gründe haben, ihr zu entsagen oder sie völlig zu unterdrücken; sie überhaupt nicht zu empfinden, ist im Allgemeinen das Merkmal des kalten Egoisten. Wir haben einander tatsächlich nötig («Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei»). Wenn diese Bedürftigkeit nicht als bedürftige Liebe in Erscheinung tritt – mit anderen Worten, wenn wir in der Illusion leben, es sei gut für uns, allein zu sein –, ist dies ein schlechtes geistliches Symptom, genauso wie Appetitlosigkeit ein schlechtes medizinisches Symptom ist, weil wir Nahrung wirklich brauchen.

Wir kommen zu einem dritten, weit wichtigeren Punkt: Jeder Christ wird bestätigen, dass die geistliche Gesundheit eines Menschen direkt abhängig ist von seiner Liebe zu Gott. Aber die Liebe des Menschen zu Gott ist ihrem Wesen nach größtenteils und oft ausschließlich bedürftige Liebe. Das ist offensichtlich, wenn wir um Vergebung unserer Sünden oder um Beistand in unseren Nöten bitten. Noch deutlicher wird es auf lange Sicht in unserem – hoffentlich – wachsenden Bewusstsein, dass unser ganzes Wesen von Natur aus eine einzige große Bedürftigkeit ist: unvollständig, vorläufig, leer und doch vollgestopft, ein einziger Notschrei zu dem, der die verwirren Fäden lösen kann und wieder ordnet, was uns entglitten ist.

Ich will nicht behaupten, der Mensch könne Gott überhaupt nur bedürftige Liebe entgegenbringen. Erhabene Seelen wissen vielleicht von Schritten darüber hinaus zu berichten. Aber sie wären wohl auch die Ersten, die uns vor der Gefahr solcher Höhenflüge warnen würden: Sie hören auf, wahre Gnade zu sein, und werden zur neoplatonischen oder gar teuflischen Illusion, wenn ein Mensch meint, er könne in diesen Höhen leben und habe nichts mehr nötig. «Das Höchste steht nicht ohne das Niedrigste», sagt Thomas von Kempfen in seinem berühmten Buch «Nachfolge Christi».² Nur ein dummdreistes Geschöpf könnte sich vor seinen

Schöpfer hinstellen mit den prahlerischen Worten: «Ich bin kein Bettler. Ich liebe dich selbstlos.» Wer der schenkenden Liebe Gottes am nächsten kommt, wird sich im nächsten Augenblick oder gar im selben Moment wie der Zöllner an die Brust schlagen und dem einzigen wahren Geber seine Armlosigkeit bekennen. Und so will es Gott haben. Er wendet sich an unsere bedürftige Liebe: «Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid», oder im Alten Testament: «Tue deinen Mund weit auf, so will ich ihn füllen.»

Eine Form der bedürftigen Liebe – die größte von allen – ist also identisch mit dem höchsten, gesündesten, realistischsten Zustand, den ein Mensch, geistlich gesehen, erreichen kann; das heißt, die bedürftige Liebe ist zumindest ein Hauptfaktor dieses Zustandes. Daraus ergibt sich eine sehr seltsame Folgerung: Der Mensch kommt Gott am nächsten, wenn er Gott in einem gewissen Sinn am wenigsten gleicht. Denn was hat weniger gemeinsam als Fülle und Not, Herrschaft und Demut, Gerechtigkeit und Buße, schrankenlose Macht und ein Hilferuf? Dieser scheinbare Widerspruch verblüffte mich, als ich zum ersten Mal darauf stieß. Er brachte all meine früheren Versuche, über Liebe zu schreiben, zum Scheitern. Genau gesehen ergeben sich daraus etwa folgende Konsequenzen:

Wir müssen zwei Dinge unterscheiden, die man beide als «Gottesnähe» bezeichnen könnte. Das eine ist «Gott-Ähnlichkeit». Gott hat wohl allen seinen Werken irgendeine Art von Ähnlichkeit mit sich selbst eingeprägt. Raum und Zeit spiegeln auf ihre Weise seine Größe; alles Lebendige ist Ausdruck seiner fruchtbaren Schöpferkraft, die Tierwelt Abbild seiner Regsamkeit. Der Mensch gleicht ihm auf bedeutendere Weise, weil er ein vernunftbegabtes Wesen ist. Von den Engeln glauben wir, dass sie Ähnlichkeiten zu Gott besitzen, die uns Menschen abgehen: Unsterblichkeit und intuitive Erkenntnis. So gesehen sind alle Menschen, die guten und die bösen, und

alle Engel, die gefallen sind eingeschlossen, Gott ähnlicher als die Tiere. Ihre Art ist der göttlichen Art «näher».

Zweitens gibt es eine Nähe, die wir «Annäherung» oder «Nähe im Suchen» nennen könnten. So gesehen ist ein Mensch Gott dann am «nächsten», wenn er am sichersten und ohne Umwege auf seine endgültige Vereinigung mit Gott, auf die Gottesfreude und aufs Schauen Gottes zugeht.

Sobald wir zwischen «Nähe der Ähnlichkeit» und «Nähe im Suchen» unterscheiden, sehen wir, dass sich beide nicht notwendigerweise decken müssen. Vielleicht tun sie's – vielleicht auch nicht. Ein Vergleich mag helfen. Nehmen wir an, wir wandern über einen Berg in unser Heimatdorf. Am Mittag erreichen wir den Gipfel eines Felsens, auf dem wir dem Dorf räumlich sehr nahe sind, denn es liegt genau unter uns. Wir könnten es mit einem Steinwurf erreichen. Doch da wir keine geübten Kletterer sind, können wir nicht geradewegs hinuntersteigen. Wir müssen einen weiten Bogen, vielleicht einen Umweg von mehreren Kilometern, auf uns nehmen. An manchen Punkten dieses Umwegs sind wir weiter von unserem Dorf entfernt als oben auf dem Felsen. Aber nur der Luftlinie nach. Was die Wanderzeit angeht, sind wir dem warmen Bad und dem Abendbrot viel «näher» gekommen.

Gott ist glücklich, allmächtig, souverän, schöpferisch; in einem gewissen Sinne bilden deshalb Glück, Kraft, Freiheit und Fruchtbarkeit (des Geistes oder des Leibes), wo immer sie in einem Menschenleben vorkommen, eine Ähnlichkeit und damit eine Nähe zu Gott. Aber niemand glaubt, dass der Besitz dieser Gaben automatisch einen Einfluss auf unsere Heiligung hätte. Keinerlei Reichtum ist ein Freipass zum Himmelreich.

Am Rande der Felswand sind wir dem Dorf zwar nahe; aber wir können dort sitzen, solange wir wollen, damit kommen wir dem Abendbrot und dem Bad nicht näher. So ist auch die

gungslosen Treue, die wir nur Gott schulden. Und so wird sie zum Gott – und zum Dämon. So zerstört sie uns – und auch sich selbst. Denn wenn natürliche Liebe zum Gott wird, bleibt sie nicht Liebe. Man nennt sie zwar noch so, aber genau genommen ist sie eher eine komplizierte Form von Hass.

Bedürftige Liebe kann zwar gierig und fordernd sein, aber sie spielt sich nicht als Gott auf. Sie ist Gott nicht nahe genug (durch Ähnlichkeit), um dieser Idee zu verfallen.

Aus dem Gesagten folgt, dass wir uns weder denen anschließen dürfen, die menschliche Liebe vergöttern, noch jenen, die sie «entlarven». Vergötterung der erotischen Liebe und auch des «trauten Heims» war der große Irrtum der Literatur des 19. Jahrhunderts. Browning, Kingsley und Patmore⁴ reden manchmal so, als wäre sich zu verlieben das Gleiche wie Heiligung. Die Romanschreiber stellen der «Welt» gewöhnlich nicht das Reich Gottes gegenüber, sondern das Heim.

Wir leben heute in einer Reaktion auf diese Einstellung. Die Entlarver brandmarken vieles als Schmalz und Kitsch, was ihre Väter als hohe Liebe priesen. Sie können es nicht lassen, die schmutzigen Wurzeln unserer natürlichen Liebe ans Licht zu zerren und zur Schau zu stellen. Aber wir sollten weder auf «den überweisen» noch auf den «überdummen dieser Riesen»⁵ hören. Das Höchste steht nicht ohne das Niedrigste. Eine Pflanze braucht unten die Wurzeln und oben den Sonnenschein, und Wurzeln sind nun einmal schmutzig. Viel von dem Schmutz ist saubere Erde, wenn man sie nur im Garten lässt und nicht ständig auf den Schreibtisch streut. Menschliche Liebe kann ein leuchtendes Bild der göttlichen sein. Nicht weniger – aber auch nicht mehr: Nähe der Ähnlichkeit, die die Nähe im Suchen einmal unterstützen, einmal hindern kann. Und manchmal hat sie damit weder im einen noch im anderen Sinne viel zu tun.